

Günter Franzen

## Unsere kleinen Toten

In dem 1915 verfassten Essay *Trauer und Melancholie* beschreibt Sigmund Freud die Trauerarbeit als einen Prozess, in dessen Verlauf das trauernde Subjekt auf den Objektverlust zunächst mit einem Rückzug aus der Außenwelt reagiert. Seine ganze Energie wird durch den Schmerz und Erinnerungen absorbiert, »bis das Ich, gleichsam vor die Frage gestellt, ob es das Schicksal des Toten teilen will, sich durch die Summe der narzisstischen Befriedigungen, am Leben zu sein, bestimmen lässt, seine Bindung an das vernichtete Objekt zu lösen.«

Wer je in der Lage gekommen war, sich mit dem Tod eines nahestehenden Menschen auseinandersetzen zu müssen, wird, wengleich ein wenig verschreckt durch die Nüchternheit der Wortwahl, die Gültigkeit dieser Definition nicht bestreiten wollen.

Der Begriff der Trauerarbeit hat in Deutschland nach 1945 eine erstaunliche Erweiterung, um nicht zu sagen Entstellung erfahren, indem ein höchst intimer innerseelischer und zwischenmenschlicher Vorgang in den Rang eines erinnerungspolitischen Kampfbegriffs geraten ist, der vor allem die Funktion hat, die Deutschen anlässlich der einschlägigen Gedenktage *in toto* damit zu konfrontieren, dass sie, sei es aus konstitutioneller Schwäche oder böser Absicht, seit sechzig Jahren die von ihnen erwartete psychische Arbeitsleistung nicht erbringen.

»Überall fällt einem auf«, notierte Hannah Arendt während eines Deutschland-Besuches 1946, »dass es keine Reaktionen auf das Geschehene gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine bewusste Weigerung oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt.

Es versteht sich von selbst, dass die der Vernichtung durch die Nationalsozialisten

nur knapp entronnene Königsberger Philosophin alles Recht dieser Welt hatte, an der offensichtlichen Verschlossenheit ihrer Landsleute zu verzweifeln und das Menschenunmögliche einzuklagen: eine der Hekatombe der Kriegs- und Genozidopfer angemessene emotionale Reaktion. Ob die durch die 68er repräsentierte moralische Elite der Nation über eine vergleichbare Legitimation verfügt, das von Margarete und Alexander Mitscherlich in Umlauf gebrachte Diktum der *Unfähigkeit zu trauern*, für eine über den rückfallgefährdeten deutschen Patienten verhängten Dauerdiagnose zu missbrauchen, ist zweifelhaft. Ebenso der periodisch erneuerte Versuch, der medial gestützten kollektiven Trauerarbeit zu einem überprüfbareren und sichtbaren Ausdruck zu verhelfen.

Dass man in Anbetracht des hierzulande herrschenden Zwangscharakters der Trauer ausgerechnet in Frankfurt, wo sich seit 1990 mit der täterzentrierten Gedenkstätte in der Paulskirche und der opferzentrierten Gedächtnisfeier in der Westend-Synagoge ein gespenstisch anmutendes arbeitsteiliges Verfahren der Vergangenheitsbewältigung etabliert hat, Gelegenheit hatte, Zeuge einer Totenklage zu werden, die ihren Namen verdient, grenzt an ein Wunder. Im Oktober 2006 las der an der Schwelle zum Greisenalter stehende Walter Kempowski in der Sankt Katharinenkirche die Schlusskapitel aus seinem Roman *Alles umsonst*. Kempowski, dem das mit den diversen Arbeiter- und Bauernparadiesen liebäugelnde linksliberale *Juste milieu* seine achtjährige Inhaftierung in Bautzen bis heute nicht so recht verziehen hat, beschreibt aus der Perspektive eines zwölfjährigen Jungen die letzten Tage einer kleinen Gruppe von Menschen, die im Januar 1945 auf einem Gutshof in Ostpreußen im Zustand der

seelischen und witterungsbedingten Erstarrung auf ihr Schicksal warten bis es sie ereilt.

Scheinbar unbeeindruckt vom Grollen der nahen Front stemmen sich die Protagonisten mit manischer Geschäftigkeit gegen die Zumutungen der Realität. Das schlesische »Tantchen« füllt Wärmflaschen, fegt Schnee, backt Kuchen, und überlegt, ob es nicht gut sei, noch einmal die Vorhänge zu waschen. Katharina, die Mutter des Jungen, nippt in der *Belle Etage* am französischen Cognac, blättert in Modejournalen, träumt von Kutschfahrten um den Comer See und wittert in der Begegnung mit einem aus dem KZ entflohenen Juden, der sich zu den russischen Linien durchschlagen will, den Hauch eines Abenteurers. Der pensionierte Studienrat Wagner, traktiert seinen Lieblingsschüler mit abgestandenen Bildungsgütern und den Beweisen seiner pädophil gefärbten Wandervogelgesinnung. Herr Drygalski, Parteimitglied der ersten Stunde und Oberwart der DEUTSCHEN ARBEITSFRONT sucht der sexuellen Enthemmung der ukrainischen »Fremdarbeiter« Wladimir und Vera Einhalt zu gebieten und erkennt selbst an den vor den Häusern stehenden Schneemännern die Zeichen des um sich greifenden Defätismus: »Irgendwann lassen sie dann doch den Kopf hängen und sacken in sich zusammen.«

Als sich die Herrin und das Gesinde des Gutshauses dazu durchringen, sich in den Zug der Flüchtlinge einzureihen, ist es zu spät. Die Wege zum Haff sind verstellt von zusammengebrochenen Fuhrwerken, desorientierten Bewohnern eines Altersheims, ausgebrannten Wehrmachtsfahrzeugen und Einheiten der SS, die in der Gegenrichtung zum letzten Gefecht unterwegs sind. In den Straßengräben liegen erfrorene Kinder, die ihre Eltern verloren haben, an den Chausseebäumen hängen von den Kettenhunden der Feldjäger aufgeknupte Deserteure, sowjetische Tiefflieger überziehen den Treck mit Bomben

und trennen dem auf dem Kutschbock sitzenden »Tantchen« mit einer Maschinengewehrkarbe den Arm vom Rumpf.

In einer Turnhalle, in der die Leichen in Teilen oder in Gänze aufgereiht sind, versinkt der verwaiste Zwölfjährige in der Betrachtung der Gliedmaßen seiner letzten Verwandten: der durch die geschlossenen Türen eindringende Schnee bedeckt zunächst ihre Hand, dann ihren Arm und umhüllt schließlich den in einiger Entfernung gelagerten leblosen Leib. Wie sein kindliches *Alter ego* wahrt Kempowski die Distanz zum Geschehen durch die Kühle des Blicks und die Lakonie der Beschreibung. Für jeden Toten und jede Todesart erübrigt er einen einzigen dünnen Satz. Sie ertrinken, erfrieren, verbrennen und was sie alle miteinander verbindet, ist die Lautlosigkeit ihres Sterbens: ohne einen Schrei. Der Himmel über der vereisten Ostfront ist leer. Auf dem Schlachtfeld zweier totalitärer Ersatzreligionen findet die Aufhebung der Differenz statt: die Gleichgültigkeit der Gewalt der äußeren Natur ist von der inneren Natur des Menschen kaum mehr zu unterscheiden. Das im Kirchenschiff von Sankt Katharinen versammelte Publikum verharrt im Zustand bewegungsloser Konzentration. Nur die Hand, mit der Kempowski im Verlauf der eineinhalbstündigen Lesung das Wasserglas zum Mund führt, zittert. Wohin, frage ich mich im Hinausgehen, fallen die Menschen, die scheinbar umsonst gelebt haben, die niemand braucht, vermisst oder beweint? Der stille Archivar aus Nartum hat ihnen ein literarisches Denkmal gesetzt. Unseren kleinen Toten.

*Walter Kempowski: Alles umsonst.* KNAUS VERLAG, München 2006, 400 S., € 21,45.



Günter Franzen (\*1947)  
lebt als Schriftsteller in  
Frankfurt a.M.  
g.j.franzen@t-online.de